

Dine Petriks Biographie über die früh verstorbene Hertha Kräftner zeigt die österreichische

„Lieber Harry, wenn Sie Zeit und Lust und Fahrgeld haben, dann sollten Sie eine Vorlesung des Dozenten Frankl hören, er zeigte gestern die schöne Heilung einer Neurose...“ So Hertha Kräftner lässig im Juni 1950 an ihren Geliebten Harry Redl. Parallel dazu hatten in einem Kalender, den Kräftner in einer Handtasche immer bei sich trug, Gedichte, Notizen zur Wirkung chemischer Substanzen und Phiolen mit tödlicher Dosis nebeneinander Platz. Einen „Kalender voll Gift und Liebe“ nennt ihn Max Bläulich, ein Herausgeber von „Kühle Sterne“, der reichhaltigsten Ausgabe des schmalen Werks jener Frau, die im Rückblick wie eine jüngere Schwester Ingeborg Bachmanns wirkt. Ähnlich schutzlos verletzlich, im nächsten Moment uneingeschränkt selbstbewusst. Am 26. April 1928 in Wien geboren, ist sie am 13. November 1951 an einer Überdosis Veronal dort auch gestorben.

In ihren „Notizen zu einem Roman in Ich-Form“, im Frühjahr 1951 entstanden, schlüpfte sie in die Rolle einer Frau, die alles im Griff hat. „Ich bin verärgert, weil der junge St. heute nicht gekommen ist. Ich war sicher, ihn bei Professor K. zu treffen, um ihm einige Häuser um Maria am Gestade zu zeigen. Ich weiß, dass er es will und da ich es auch will – warum sollte ich den Ort des Ereignisses nicht bestimmen? Die Szene würde sich so ent-

wickelt haben (...).“ Eine von sich selbst eingenommene Koketterie, die sehr heutig wirkt, Kräftner aber im gleichermaßen pruden wie „sittlich angegriffenen“ Wien der Nachkriegszeit mit manch bösem Wort heimgezahlt wurde: „Nymphomanin“ schimpfte Hermann Hakel, der erste Gedichte Kräftners in seiner Zeitschrift *Lynkeus* veröffentlichte, der Toten hinterher. Dabei sieht man in den Briefen, die in „Kühle Sterne“ mit den von Kräftner genau datierten Werken einen nachvollziehbaren Lebensroman ergeben, dass sie jedem Verehrer, vom „Verlobten“ Otto Hirss bis zum letztem neuen Lebensbegleiter Wolfgang Kudrnofsky, jeweils sehr individuell zugeht war.

Dine Petrik, die 1997 mit „Die Hügel nach der Flut“ schon einen einfühlsamen Roman zu Hertha Kräftner geschrieben hat, legt nun die erste etwas ausführlichere Biographie dieses kurzen Lebens vor. Man spürt ihren Ärger über die Männergespräche zu Hertha Kräftner in jeder Zeile. Kräftners zweiter wichtiger Förderer, der im Nachkriegswien omnipräsente Hans Weigel, nannte sie schon zu Lebzeiten „Selbstmörderin auf Urlaub“. Ein makaberer Bonmot, dem man allerdings schwer widersprechen kann. Wichtiger aber sei, so Petrik, dass Hertha K. keine mörderische Täterin gewesen sei. Konsequenter betont Petrik Kräftners Op-

fer-Status, der noch nie genau untersucht wurde und einen realen Hintergrund hat.

Kräftner erlebte den Einmarsch der Russen in Mattersburg, dem burgenländischen Ort ihrer Herkunft väterlicherseits. Dort war der Kommunist Viktor Kräftner Mitbegründer der Roten Garde und – obwohl offensichtlich zum opportunistischen Mitläufer geworden – muss er sich vom Einmarsch der Russen, die bis 1955 blieben, einiges erhofft haben. Stattdessen ereignete sich etwas, von dem diverse Versionen existieren. Petrik jeden-

Sie las mit zehn Jahren Goethe und sah immer aus wie frisch „aus dem Schachterl“ gepackt

falls glaubt den Erzählungen vom russischen Offizier nicht, der, alkoholisiert und „auf Quartiersuche“, ins Kräftner-Haus eingedrungen sein soll, eine Hebamme getötet und Vater Kräftner einen Säbelhieb versetzt haben soll, an dem dieser ein halbes Jahr später starb. Daraufhin soll die Tochter Schuldgefühle entwickelt haben, die sie in ihrem schönen Gedicht „Das Gesicht meines toten Vaters“ verarbeitet habe. Das Gesicht, „das meinem ähnlich sieht, wandelt“ zuerst traditionell zwischen Friedhofsbäumen.

## die Wangen zu Boden

52 27.1.2012

sche Autorin, die oft als Ingeborg Bachmanns kleine Schwester galt, in neuem Licht

„Aber bald zerweht sein Haar / im Oktoberwind, mit den gelben, dünnen Blättern / fallen die Wangen zu Boden / und die kleinen Vögel / mit den roten Federchen im Schwanz / picken nach den glänzenden Augen / wie nach braunen Früchten. / Da ist mein Vater wieder gestorben.“

Das Schuld-Problem sei da, meint Petrik, aber anders gelagert. Aufgrund der Äußerung eines Ex-Mitschülers, der bezeugt, dass Kräftner ihm erzählt habe, sie sei von vier Russen vergewaltigt worden, entwirft Petrik eine gescheiterte Vergeltungsaktion des Vaters, der im Übrigen nicht an den Folgen eines Säbelhiebs, sondern an Krebs gestorben sei. Dennoch habe die Tochter, die sich als Mit-„Verursacherin“ des väterlichen wie des Hebammen-Tods sah, schweren Schaden davon getragen. Dieser Komplex habe Kräftner in immer neue Arme gelotst: „Ich glaube, es war Panik, eine Panik, die mich von einem zum anderen trieb, auf der Suche nach Schutz – an den ungeeignetsten Orten, bei den unmöglichsten Leuten!“

Eindeutige Opfer- wie Tätergeschichten erregen Misstrauen. Gerade im Fall der oft souveränen Kräftner, die neben liebes- und verzweiflungstrunkenen Briefen auch handfest poetologische schrieb, ergibt eine Parteinahme kaum Sinn. Doch es ist nicht nur die so entrüstet wie gut informiert präsentierte Vergewalti-

gungsgeschichte, die Petriks neue Biographie interessant macht. Selber 1942 im Burgenland geboren, geht die Autorin mit guter Kontextkenntnis an Kräftners Leben heran, führt vor, wie die von der Mutter, einer „nicht angemeldeten“ Schneiderin, als Zierpüppchen ausgestattete Frühbegabte – die jeden Tag wie



Zierpüppchen und Hochbegabte: Hertha Kräftner (1928-1951). Foto: privat

frisch „aus dem Schachterl“ gepackt daher kam, nicht Fahrrad fahren konnte und mit zehn Jahren Goethe las – schon in der Schule als beneidet-bespötteltes Ausnahmekind galt.

Eine Art Heimat fand Kräftner wohl bei ihrer Tante Wilhelmine Gedl, bei der sie während ihres Wiener Literatur- und Psychologiestudiums in der Alxingergasse 44 im 10. Bezirk lebte und nach mehreren Abschiedsbriefen, von denen sie einige selber auf die Post brachte, vergiftet aufgefunden wurde. Was ihr Werk angeht, so galt Kräftner lange vor allem als Lyrikerin. Gerade wenn man „Kühle Sterne“ zur Hand nimmt, sieht man, wie sie sich von den Einflüssen Rilkes und Trakls allmählich frei schrieb, in die Richtung einer neuen Sachlichkeit, immer auch mit surrealismushen Bildern. Doch die eigentliche Entdeckung beim Wiederlesen ist der Eindruck, dass ihr – von der „Beschreibung eines Engels“ über das „Pariser Tagebuch“ bis zu den „Notizen“ – in der Prosa schärfer analytische, aber auch eigenständiger poetische Geniestreiche gelangen. Wie im kleinen erzählerischen Gedichtzyklus „Litaneien“ fand sie hier zu erstaunlicher Freiheit. HANS-PETER KUNISCH

DINE PETRIK: *Hertha Kräftner. Die verfehlte Wirklichkeit.* Edition Art Science. Wien 2011. 186 Seiten, 16 Euro.